



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Reisebeschreibungen. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bei gleicher Entfernung von Sandyhook. Dieses erste primitive Nebelhorn mit einer Maschine von 4 Pferdekraften geblasen, ist seitdem so verbessert worden, daß dessen Schall gegen den Sturm auf 7 bis 10 Seemeilen also 14 bis 20000 Meter Entfernung zu hören ist. Dieses jetzt in Amerika an vielen Punkten aufgestellte Warnungssignal ist im Wesentlichen dasselbe, welches auf der Wiener-Ausstellung zu sehen und zu hören war. Ein solches Instrument auf Rosevear aufgestellt, hätte sowohl dem Schiller, wie dem Alfai und wie der Catharine Griffith die nöthigen Signale zu einer Zeit übermittelt, in welcher eine Umkehr noch absolute Rettung bedeutet hätte. Ist doch der Schiller in höchstens 1600 Meter Entfernung bei dem Leuchtturm von Bishop Rock vorbeigefahren, während ein Nebelhorn auf Rosevear dem Dampfer in der ruhigen Nacht vom 7. Mai d. J. den Warnungston 10000 Meter weit vor Bishop Rock zugetragen hätte.

Dieser Artikel hat lediglich den Zweck, das große Publikum auf den eigentlichen Grund der entsetzlichen Gefahren der Scilly-Inseln aufmerksam zu machen, und noch ein Mal hervorzuheben, auf welche einfache Weise einer Wiederholung ähnlicher Katastrophen vorgebeugt werden kann. Möchten doch meine Worte in recht vielen Tages- und Wochenblättern einen Wiederhall finden, möchten sie bis über die Kreideselsen Englands dringen und jenen eigennützigem Knausern, welche sich die Leuchtturmbehörde Englands nennen, endlich Gewissen und Scham wecken, damit sie sich dazu aufraffen, mit wenig Tausend Pfund künftig Tausende von Menschen, Millionen an Werth, gegen Untergang und Vernichtung zu schützen. Auch heute wieder schließe ich mit der Warnung: Geschieht an den Scilly-Inseln nichts in der angedeuteten Richtung, so kann uns der Telegraph täglich die Nachricht bringen, daß die Katastrophen des Schiller, des Alfai und der Griffith nicht die letzten waren. —

R. B.

Pariser Reisebeschreibungen.

I.

„Ist es denn für einen Deutschen überhaupt schon wieder möglich, sich in Paris unbelästigt aufzuhalten?“ So fragte mich jeder Freund, der mir Anfang Oktober bei meiner Rückkehr aus Frankreich begegnete. Ich mußte fast lachen ob dieser Frage und vergaß ganz, daß ich noch zwei Monate vor-

her vollkommen dieselben Zweifel gehegt hatte. Und sie sind in der That erklärlich genug. Ein Franzose, den ich von diesem in Deutschland herrschenden Argwohn sprach, meinte, es sei eine Neigung unseres „bösen Gewissens“. Dem kann nun freilich nicht so sein, sintemalen wir Frankreich gegenüber ein böses Gewissen durchaus nicht haben. Die Erscheinung liegt vielmehr in dem Irrthum begründet, daß wir die chauvinistische Värbeißigkeit der Pariser Presse für den Ausdruck der constanten Gemüthsstimmung der französischen Bevölkerung nehmen. Diese Stimmung beherrscht unsere Nachbarn nur, wenn sie sozusagen officiell als Franzosen auftreten; im gewöhnlichen Leben sind sie herzlich froh, sich des beengenden Apparats der „ressentiments patriotiques“ entkleiden zu können.

Allerdings wird der Deutsche in Paris nicht mehr behandelt wie vor dem Kriege, weder im guten noch im bösen Sinne. Die mit einem gewissen souveränen Mitleid gemischte Bonhomie, welche man uns damals entgegenbrag, hat selbstverständlich gründlich weichen müssen. Eine solche Haltung ist nur möglich, wenn man seiner Ueberlegenheit vollkommen gewiß ist. Dies starke Selbstgefühl ist aber — wie sehr auch die Präntension der Superiorität noch immer aufrecht erhalten werden mag — heute arg erschüttert und damit ist dem Franzosen in gewissem Sinne die Sicherheit des Auftretens dem Deutschen gegenüber verloren gegangen. Es ist noch nicht der richtige Ton gefunden, der fortan im gesellschaftlichen Verkehr mit den Siegern von 1870 anzuschlagen wäre. Giebt man sich als Deutscher zu erkennen, ganz besonders als Preuße, so kann man regelmäßig die Beobachtung machen, daß man eine ganze Menge der verschiedensten Empfindungen hervorrufft, unter denen jedoch das Erstaunen zu überwiegen scheint. Offenbar kann sich der Franzose noch nicht recht vorstellen, wie ein Deutscher bereits jetzt mitten in Frankreich offen mit der Erwartung auftreten mag, als guter Freund behandelt zu werden und er ist im ersten Augenblick über diese Zuversicht vielleicht recht ärgerlich. Als bald gewinnen aber die verständigeren Erwägungen die Oberhand und wenn man uns gegenüber auch nicht den ganzen sprichwörtlichen Reichthum der französischen Liebenswürdigkeit entfaltet, so läßt man uns wenigstens ungeschmälert die Wohlthat der eben so sprichwörtlichen französischen Höflichkeit genießen.

Allgemein verbreitet ist auch bei uns die Meinung, daß, wenn der Deutsche heute in Paris auch nicht direct belästigt werde, er doch auf Schritt und Tritt den größtten Schmähungen seines Vaterlandes begegnen und schon deshalb den Aufenthalt unerträglich finden müsse. Auch diese Ansicht entspricht nicht der Wirklichkeit. Was von den lärmenden Ungezogenheiten der Presse zu halten, ist bereits gesagt; indeß sind auch diese unter einem heilsamen Drucke von oben seit einiger Zeit beträchtlich mäßiger geworden. Wenn ferner vor Kurzem in deutschen Zeitungen über den in den neuesten fran-

zöfischen Soldatenliedern gepredigten Preußenhaß Beschwerde erhoben ward, so erinnere man sich doch nur unserer eigenen patriotischen Lieder aus den ersten Jahren nach 1815; sie geben an Blutdürftigkeit den französischen wahrlich nichts nach. Im Uebrigen wird aber jeder unbefangene Beobachter anerkennen müssen, daß man in Paris in Ausfällen auf Deutschland sehr enthalten ist. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, unter diesem Gesichtspunkte die Schaufenster der Buchläden zu prüfen. Nur ein einziges Mal — es war in einer prononciert demokratischen Buchhandlung — fand ich einen stark verfänglichen Titel, nämlich: „Un petit-fils d'Attila. Invasion de 1870 — 1871. Poëme en six chants.“ Die Aufschrift läßt über den Inhalt keinen Zweifel. Dagegen trifft man in stockultramontanen Läden wohl allerlei Schriften zur Verherrlichung „Heinrich's V.“, „Karl's VII.“, des Papstes u. s. w., aber keine Pamphlete gegen Deutschland. Am ersten sollte man erwarten, daß sich im Theater die Animosität gegen uns Luft machen werde. Ich habe die lange Reihe der Tempel Thaliens gewissenhaft absolvirt und kann versichern, niemals eine beleidigende Aeußerung über Deutschland bemerkt zu haben; die einzige ironische Anspielung, welche ich gehört, befand sich nicht in einer Novität, sondern in Adam's komischer Oper „le chälet“. Auch von der den Franzosen nicht selten schuldgegebenen fanatischen Unduldsamkeit gegen Alles, was deutsch heißt, ist keine Spur zu entdecken. Die Prachtausgabe von Goethe paradiert in den glänzenden Bücheretalagen der Boulevards, auf den Empfehlungskarten der Gasthöfe, ja — wenn auch ganz vereinzelt — an den Fenstern der Kaufläden sieht man neben „English spoken“ und „se habla español“ ganz unverhohlen: „Man spricht deutsch“, und wenn der deutsche Wanderer vom Luxemburggarten zum Pantheon hinaufsteigt, lacht ihm zur Rechten von den Fenstern der Brasserie Müller in großen goldenen Lettern ein fehlerfreies „Sauerkraut“ entgegen. Noch mehr erstaunt, als über dies stumme Zeugniß des Vordringens deutscher Kultur im „Quartier latin“, ist man aber, wenn man die Damenwelt des „Jardin Mabille“ untereinander mit einzelnen deutschen Brocken um sich werfen hört, wobei freilich zu bedauern bleibt, daß das edle Samenkorn nicht auf etwas minder zweifelhaften Boden gefallen ist.

Nun aber die Rehrseite des Bildes! Wer etwa aus den angeführten und ähnlichen Symptomen schließen wollte, daß man in Paris auf dem besten Wege zu einer herzlichen Aussöhnung mit uns begriffen sei, der würde durch eine politische Unterhaltung mit dem ersten besten Franzosen bitter enttäuscht werden. Es gelingt freilich nicht leicht, eine solche Unterhaltung anzuknüpfen. Der Wirth auf der historisch berühmten Windmühle des Montmartre machte einer Anzahl französischer Touristen eine interessante Schilderung der beiden letzten Bombardements. Ich stand abseits. Als die Herren fort waren, ver-

suchte ich ihn auch meinerseits auf das Feld der Kriegserinnerungen zu locken. Er aber erwiderte kurz: „C'est passé, on n'y pense plus“, und begann vom schönen Wetter zu sprechen. Umgekehrt traf ich's am St. Jakobsthurm. Der Wächter desselben, dem ich mich durch einen Zufall als Preuße zu erkennen gab, überschüttete mich sofort mit einer solchen Fluth von politischer Weisheit, daß ich alle Mühe hatte, dem entfesselten oratorischen Element des Mannes ab und zu einen Augenblick Gehalt zu thun. Da ward ich belehrt, daß Frankreich durch Bazaine verrathen und verkauft wurde; daß Bismarck ohne Zweifel ein sehr kluger Mann sei, aber Frankreich gegenüber seine Klugheit am unrechten Orte gebraucht habe; daß, wenn er wirklich der große Staatsmann sei, für den man ihn ausgeben, er als das einzige Mittel zur Wiederherstellung guter Beziehungen mit Frankreich die Herausgabe von Elsaß-Lothringen erkennen müsse u. s. w. Und als ich dies Alles nicht einsehen wollte, da mußte ich hören, daß noch vor dem Jahre 1880 der neue Krieg kommen und Frankreich unfehlbar siegen werde, und nachdem mir der furibunde Declamator schließlich erklärt, daß die Preußen keine Menschen, sondern Wilde seien, schlug er an sein Seitengewehr und gab mir den Abschied mit den Worten: „Vous pouvez monter, Monsieur! Nous ne serons jamais amis!“ Als ich auf der Zinne des Thurmes stand und von der schwindligen Höhe hinabsah, war ich wirklich froh, den Mann, der alle seine vier Söhne als Werkzeuge der vengeance — revanche war ihm zu gelinde — erzieht, nicht neben mir zu haben; da droben würde mir das fanatische Feuer seiner dunklen Augen einigermaßen unheimlich erschienen sein. Unten wieder angekommen, nahm ich mit einem ironischen „Au revoir à Berlin!“ von ihm Abschied; indeß, er würdigte mich keines Blickes mehr. Hoffentlich schlummert nicht hinter einem jeden „gardien de la paix“ der guten Stadt Paris ein solcher Vulkan! Zur Entschuldigung des Mannes muß ich jedoch anführen, daß er in Metz geboren, unter Bazaine dort eingeschlossen und nach der Annexion ausgewandert war.

Der wirkliche Pariser ist von solch ungeberdigen Zornesausbrüchen weit entfernt. Mit jedem gebildeteren Manne läßt sich über das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich in aller Ruhe discutiren. Derselbe wird sogar, besonders wenn er der Geschäftswelt angehört, unumwunden seinen Wunsch einer möglichst langen Dauer des Friedens zu erkennen geben. Aber daß früher oder später der Krieg mit Deutschland kommen muß, nicht sowohl der Revanche, als der „Wiedereroberung der berechtigten Stellung Frankreichs wegen“, gilt Allen als unerschütterliches Axiom. Mit rückhaltloser Offenheit gesteht man ein, daß auf dieses Ziel mit planmäßiger Energie hingearbeitet wird. Und wie in diesem Gedanken die neuen, bisher nicht gekannten Lasten getragen werden, davon habe ich mich bei der im September auf Grund des

neuen Militärgesetzes zum ersten Mal erfolgten Einberufung der Reserve zu vierwöchigen Uebungen überzeugt. Was diese Maßregel doppelt hart machte, war der Umstand, daß die betreffenden Mannschaften bei weitem nicht zur Hälfte der activen Armee, sondern höchstens während des Krieges eine Zeitlang der Mobilgarde angehört hatten, also des wirklichen Militärdienstes gar nicht kundig waren. Man konnte denn auch in den Wirthshäusern, namentlich in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt, allerlei Klagen über die schwere Bürde hören, aber bis zum einfachsten Bauer und Arbeiter hinunter tröstete man sich mit der „patriotischen Nothwendigkeit“. In den leitenden Kreisen legt man auf die Entwicklung und Kräftigung des Instituts der „Territorialarmee“ den größten Werth. Unter dem Titel „L'armee territoriale“ erscheint in Paris ein eigenes Blatt, welches, von einer tüchtigen Redaction geleitet, diesen Zweck nach besten Kräften zu fördern bestrebt ist. Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, welche die unter die Waffen gerufenen Familienväter für den entfallenden Verdienst nach Möglichkeit entschädigen sollen, sind überall im Entstehen begriffen. Desgleichen werden, unter den Auspicien einer Anzahl höherer Offiziere der activen Armee, Schützengesellschaften nach dem Muster der schweizerischen und belgischen gebildet, um die Angehörigen der Landwehr unausgesetzt in der Uebung des Waffenhandwerks zu erhalten. Wie andererseits die Sorgfalt in der Ausbildung der regulären Truppen sich im Vergleich zur Vergangenheit gesteigert hat, kann man tagtäglich auf den Exercierplätzen, besonders in Vincennes, beobachten.

Alle diese kriegerischen Anstrengungen machen auf die erregbare französische Phantasie einen solchen Eindruck, daß die ganze Nation fast auf dem Punkte angelangt ist, das erstrebte Ziel für bereits erreichte Wirklichkeit zu halten. Daß man die Ueberzeugung von einer im Jahre 1870 erlittenen wahrhaften Niederlage, wenn sie überhaupt jemals vorhanden war, längst zum alten Eisen geworfen hat, läßt sich aus den Kriegsbildern schließen, mit welchen die Schaufenster und Trödelbuden überschwemmt sind. Die Deutschen sind auf diesen Darstellungen entweder gar nicht oder nur in sehr bedenklicher Lage zu sehen. Daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn die Franzosen nicht überall Sieger bleiben, muß auch der Blödeste erkennen. Zum mindesten aber werden solche Sujets gewählt, auf welchen die Franzosen als Helden untergehen. Dies Motiv wird auch in dem berühmten Panorama der Champs Elisés verfolgt, wo dormalen in vortrefflicher Ausführung die Vertheidigung des Forts Iffy zu sehen ist. In demselben Panorama wird noch eine schaurige Scene aus der Belagerung gezeigt, die in ihrer künstlerischen Vollendung und packenden Lebenswahrheit dem Zwecke der Erregung und Erhaltung der Leidenschaft meisterhaft dient.

Kurz, es kann nicht geleugnet werden: wie harmlos vielleicht unsere Nach-

barn im Privatverkehr uns wieder erscheinen mögen, der rothe Faden in ihrem öffentlichen Leben und Denken ist die Revanche. Ich kann nicht sagen, mit welcher Wehmuth ich grade in den Tagen meiner Rückkehr in die Heimath jene von der deutschen Presse vielermähnte Friedensbrochure gelesen habe, in welcher den Franzosen in so edelmüthiger Weise die Hand geboten wurde. Wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, könnte im besten Falle ein stolzes Achselzucken über den sonderbaren Schwärmer als Antwort erwartet werden. Und so ist es gekommen.

Vom deutschen Reichstag.

Berlin, 21. November 1875.

In der ersten Sitzung dieser Woche, am 17. November, behandelte der Reichstag zwei technische Gesekentwürfe und sodann in erster Berathung den Landeshaushalt von Elsaß-Lothringen. Derselbe wurde einer Commission von 21 Mitgliedern zur Vorberathung überwiesen. Bei der ersten Berathung kamen von ultramontaner Seite die üblichen Beschwerden über die Behandlung der Reichslande zur Sprache. Wir übergehen dieselben, denn, um eine einigermaßen nützliche Erwägung daran zu knüpfen, müßten sie von minder befangenen Sachwaltern vorgetragen werden.

Am 19. Nov. begann die erste Berathung des Reichshaushalts für 1876, welche in der Sitzung vom 20. Nov. fortgesetzt und mit dem Beschluß beendet wurde, den Reichshaushalt bis auf einzelne, durch weiteren Beschluß des Reichstags an die Budgetcommission zu überweisende Theile im Plenum zu berathen.

Die erste Berathung wies die bereits zur Regel gewordenen Incidentpunkte auf. Nach dem Einleitungsvortrag des Präsidenten Delbrück die große Rede des Abgeordneten Eugen Richter, dessen Finanzkunde ihre Bewunderer hat, die große Rede also, worin der Abgeordnete der Reichsverwaltung nachweist, daß sie viel mehr Geld hat, als sie zugestehet, daß sie gar nichts zu fordern braucht und daß alle ihre Forderungen abzulehnen sind, daß im Militärwesen sehr viel überflüssige und unzumuthige Ausgaben gemacht werden, daß die Aufstellung derselben der Durchsichtigkeit entbehret, daß alle Uebel aus der Alleinverantwortlichkeit des Reichskanzlers hervorgehen, und daß nichts dringender ist, als ein collegialisches, verantwortliches Reichsministerium.